

(Nachdruck verboten.)

18]

## Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Rasmussen.

„Ich suche Nur,“ fuhr Marcel fort, dessen Stimme vor Erregung bebte.

„Ich auch,“ erklärte Abdallah eifrig und begann zu rufen.

Es lag übrigens keine irgendwie verständliche Ursache vor, über Nurs gegenwärtigen Aufenthalt im unklaren zu sein. Aus seinem großen unbeleuchteten Gemach im inneren Hofe drang lautes Sprechen und Lachen und verriet, wo die Gesellschaft sich aufhielt und daß sie sich nicht eben langweilte. Eine der Damen sang zur Begleitung der Derbuka und unter wiederholten Lachausbrüchen ein Lied — offenbar war es nicht mehr Spaniens Eroberung, die sie besang — und die kleinen schwarzen Kobolde waren, wie man hören konnte, ihrer Poffenstreiche noch nicht müde geworden.

Auf Abdallahs Ruf schoß Nur aus dem Dunkel hervor, plötzlich von Gewissensbissen befallen, als er die Stimme Marcel's hörte, dessen Unterhaltung der Alte ihm so besonders ans Herz gelegt hatte.

Er begleitete Marcel weit hinaus durch die Stadt, um ihn vergessen zu lassen, welcher schlechter Wirt er gewesen, durch ein Labyrinth schmaler stummer Gassen zwischen weißen Hausmauern, die so gut wie fensterlos waren. Jede Tür war offen und von einer Lampe erleuchtet. Drinnen sahen Frauen in allen Hautfarben. Nur kannte sie alle beim Vornamen und wechselte mit jeder ein paar Worte.

„Wir hätten eine anderen Weg gehen können,“ meinte Marcel mismutig.

„Ja, aber dieser ist der kürzeste.“

Das war nicht eben die nackte Wahrheit, aber Nur legte Wert darauf, sich in dem einzigen wachen Viertel der Stadt in Gesellschaft eines vornehmen jungen Franzosen zu zeigen.

Nach einer langen Pause fragte Marcel:

„Sind Beduinenweiber in Deines Vaters Haus?“

„Warum fragst Du danach, Marcel?“

„Es kam mir vor, als hätte ich eine flüchtig gesehen.“

„Das ist Mabruka gewesen, die im Hause Dienstleistungen verrichtet. War sie nicht groß und schlank und trug sie nicht große Ohrringe?“

„Ja.“

Bei Bab el Grada nahm Nur Abschied, um eiligst zu seinen Gästen und Damen heimzukehren.

Marcel ging die Hälfte des Weges nach Karthago, ehe er sich entschließen konnte, heimzugehen und sich niederzulegen.

Einsam unter dem leuchtenden Sternenhimmel durchlebte er den Abend nochmals in seiner Phantasie.

Der ungestüme Kuß, den er empfangen, war der erste, den er je von einem Weibe erhalten hatte.

Dieser Kuß hatte ihn abgestoßen. Er wollte ihn vergessen. Aber er vermochte ihn nicht aus den Gedanken zu bringen.

„Ach, wäre doch sie es gewesen, die sich nicht mehr sehen ließ!“

8.

Die Sonne war kaum untergegangen, als Si Hamza dem ganzen Hause Ruhe gebot; er wollte seine Gattin zum ersten Male besuchen.

Er fühlte sich glücklich wie der Großmogul selbst. Seinem Willen war Genüge geschehen.

Er hatte den Sieg davongetragen über sein eifersüchtiges Eheweib, von dem der Kadi in gerechter Weisheit ihn befreit hatte.

Er hatte über den Juden Dembaron triumphiert, indem er sich ohne dessen Hilfe die zehntausend Frank verschaffte.

An dem dem Feste folgenden Tage hatte er Frau Barrière einen Besuch abgestattet. Er hatte sie von dem großen Einfluß unterhalten, den er auf die arabische Bevölkerung ausübte, und Frau Barrière, auf die vor allem

seine leibliche Größe wirkte, hatte ihm gern geglaubt. Zurück hat er um das Darlehen mit einer gewissen imponierenden Ruhe, die zu verstehen gab, daß er ihr seinerseits unschätzbare Dienste anzubieten hätte. Sie hat sich Bedenkzeit aus, aber nach einer langen Unterredung mit Pastor Green und einer flüchtigen Untersuchung von Hamzas Vermögensverhältnissen fand sie sich genügend sichergestellt und willigte ein. Der Mission zuliebe wollte sie sich einen so mächtigen Mann zu Dank verpflichten. Schon sah sie ihn in einer verlockenden Fata Morgana als ein großer Christoffer der Jetztzeit an der Spitze einer unüberlehbaren Schar bekehrter Turbanen auf dem Wege zu dem alleinseligmachenden Methodismus. Erst als alles geordnet war, erzählte sie die Sache Marcel; dieser antwortete nur in einem stillen verständnisvollen Lächeln, welches sie verfolgte und mehrere Tage nervös machte.

Während all die schmachthenden Freier Verwirrung ergriff ob des schier unerhörten, stets steigenden Preises, den man für die Schöne forderte, hatte Hamza mit einer königlichen Armbewegung das Geld auf den Tisch gelegt, und der funkelnde Rubin, den alle besitzen wollten, war in seinen Turban gefallen.

Den vorigen Abend hatte die junge Cirkefferin mit Pomp und Pracht ihren Einzug in seinem Hause gehalten, aber die strenge Tradition gestattete ihm nur, seine Gattin zu begrüßen und seine Augen einen kurzen Moment mit ihrer blendenden Schönheit zu füllen.

Die Nacht verbrachte er in einer arabischen Badeanstalt, die er für sich und seine neidischen Freunde gemietet hatte.

Den ganzen Tag mußte Bleira in ihrem Brautputz auf einem Throne sitzen, um den Frauen des ganzen Viertels, bekannten und unbekannt, Gelegenheit zu geben, ihre Schönheit zu bewundern.

Endlich aber war die Sonne so gnädig gewesen, unterzugehen.

Mabruka kam aus der Brautkammer und meldete Hamza, Bleira sei im Bette.

Bleira erwartete ihn! — — —

Bleira war fein!

Sultana war eben von ihrer Tante heimgekommen, wo sie zwei Tage mit der Mutter gewohnt hatte, denn es ziemte sich nicht, daß ein junges Mädchen bei einer Hochzeit zugegen war.

Sie war blaß und mager geworden. Seit Nurs Gesellschaft war kein Schlaf in ihre Augen gekommen.

Alles Unglück der Welt hatte sich gegen sie verschworen, und jedes einzelne traf betäubend wie ein Keulenschlag vor den Kopf.

Merger als alles aber war die Enttäuschung über Marcel. Sie hatte darauf gebaut, daß ein Wink, ein Wort von ihr genügen würde, ihn alles aufgeben zu lassen, um mit ihr zu fliehen, gleichviel wohin, nur fort von dem Elternhause, fort von diesem Vater, den sie haßte.

Sie hatte sich als Beduinerin gefleidet, um die Flucht zu erleichtern in dieser Tracht konnte sie auch nachts überall umherwandern, ohne Aufsehen zu erregen.

Sie hatte ihm ihren Mund gereicht und war verschmäht worden. Er, der sie in einer offenen Versammlung an seine Brust gezogen, sie hierdurch den größten Gefahren ausgesetzt hatte, er stieß sie nun verächtlich von sich!

Daß Marcel sie nicht erkannt haben konnte, war ein Gedanke, der ihr gar nicht kam.

Ihre Verliebtheit schlug jäh in das Gegenteil über. Marcel war ebenso feige, wie er dünn, ebenso verderbt, wie er bleich war. Er hatte mit ihr gespielt, hatte bloß die süße Spannung eines Augenblicks genießen, ihre Zehnsucht wecken, ihr Verheißungen machen wollen — um sie dann zu verraten und feige seiner Brantwortung zu entfliehen.

Diese Gefühle erhielten Nahrung, als sie — doch ohne ihren Herzenskummer zu verraten — aufs neue Gelegenheit hatte, mit ihrer Mutter zu sprechen. Als es an den Tag kam, daß einzig und allein Madame Barrière Hamza verholsten hatte, Bleira heimzuführen, um deretwillen Djerida verstoßen wurde.

Da begegneten die beiden Frauen sich in einem schäumenden Haß gegen dies böse, heimtückische Weib und ihren Sohn, den sie als mitschuldig betrachteten. Sie schoben ihnen alle möglichen Hintergedanken und Nebenabsichten unter — alle anderen als die wirklichen — und Djerida schwur Rache.

Sultana empfand fast Furcht vor ihrer Mutter, die die bleiche Wit des Hasses in eine zornige rachgierige Djinu verwandelt zu haben schien. Sie weilte lange Stunden draußen in der Stadt und verhandelte mit vielerlei wunderlichen Menschen. Als sie heimkam, sprach sie dunkle Worte über das Unglück, das sie über Bleira bringen wollte. Durch sie wolle sie ihren geschiedenen Gatten treffen. Er sollte reichlich Zeit finden, das Getane zu bereuen.

Auch Sultana haßte im voraus jenes fremde Weib, das ihre Mutter verdrängt hatte und das sie vorläufig nicht einmal hätte sehen wollen. Aber was geschehen war, war geschehen und folglich Allahs Wille.

Sie glaubte nicht an die Wirkungen von Djeridas Kriegserklärung.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus Langeweile.

Von S. Zischlewitz.

(Schluß.)

Er sprach langsam, monoton. Augenscheinlich war er schrecklich müde und hielt sich kaum auf den Beinen. Aber mit jedem Wort schien er munterer zu werden. Ermutigt durch die freundlichen Worte des Inspektors, erzählte er mit zitternder Stimme, was bei ihm passiert war.

„Wie unbarmherzig ist doch manchmal das Schicksal!“ begann er in nachdenklichem Ton. „Das einzige, was mir das Leben lieb macht, sind meine Kinder, aber ich habe soviel Leid erduldet, während mein Lächelchen starb, daß ich jetzt Gott für ihren Tod danke. . . . Oh, Herr Inspektor, wenn Sie gesehen hätten, wie sie sich gequält hat, wie sie sich mit den Händchen an mich angeschlossen hat, damit ich ihr helfe! . . . Aber sie ist gestorben, und ich weiß nicht, was ich weiter tun soll, was ich weiter tun soll, oh Gott! . . . Meine Arbeit bei Schamerel ernährt uns schon so nicht, jetzt soll ich das Mädchen beerdigen, aber im Hause, ich schwöre es Ihnen, ist keine Koje. . . . Die Leiche riecht so entsetzlich, daß man nicht im Zimmer bleiben kann — Wir sitzen auf dem Hof. Nichts da, sie zu beerdigen. . . . Die zweite ist auch schon krank geworden. Woher Medizin nehmen? Sieben Tage muß man auf der Erde sitzen — wer wird in der Zeit verdienen? Ich sage Ihnen die Wahrheit: ich bin so verzweifelt, daß ich mich eben in den Brunnen stürzen wollte.“

Wir hörten zu und schwiegen. Leibschla legte die Hände auf die Hüften und blickte zur Erde, die in dem hellen Mondlicht gelb ausfiel.

Plötzlich erhob sich der Delonom, schlug dem Apotheker auf die Schulter, zog zehn Rubel aus der Tasche und sagte:

„Hier sind zehn Rubel, Leibschla. Von Dir allein hängt es ab, daß sie sich verdoppeln.“

„Herr Delonom!“ kam es in freudigem Schreck aus der Brust des Unglücklichen.

„Von Dir allein hängt es ab,“ wiederholte der andere. „Du bist, wie ich weiß, keine Menne, und um dieses Geld nach der Totenkammer gehen, wo Michel es hinlegen wird, ist für Dich ein Kinder spiel. . . . Na, willst Du?“

„Ein famoser Einfall!“ bemerkte bergnügt der Apotheker. „Du kannst Dich begraben lassen, Michel mit Deinen Wigen! Du aber, Leibschla, danke Gott auf den Knien für Dein Glück! Auch ich will Dir helfen, darum lege ich drei Rubel zu.“

Lachend begann er seine Taschen zu durchwühlen, während der Inspektor bemerkte:

„Es ist zwar nicht sonderlich human, aber da der Gang nach der Totenkammer für Dich doch nur eine Kleinigkeit ist, so schließe ich mich den Herren an und gebe, um die Summe abzurufen, meinerseits noch sieben Rubel.“

„Ich fuhr auf. Zwanzig Rubel! Für einen Rubel hätte ich in der Totenkammer genächtigt! Leibschla zitterte vor Aufregung.“

„Zwanzig Rubel!“ flüsterte er, bald die Hand gegen den Delonom ausstreckend, bald sie wieder zurückziehend. „Ich Unglücklicher!“

Der bloße Gedanke, in die Totenkammer zu gehen, ist ihm so schrecklich, daß ein kalter Schauer seinen Körper schüttelt und eine tödliche Angst seine Brust zusammenschürt. Aber gehen, trotz seiner Furcht gehen. Es ist ja ein märchenhafter Reichtum, wie er ihn in seinem ganzen langen Leben noch nicht einmal in Händen gehabt hat. Das bedeutet ja: ein anständiges Begräbnis für das tote, Medizin für das kranke Kind, sieben Tage ruhig auf der Erde sitzen, sich einige Tage von warmen Speisen nähren, der Familie etwas Warmes für den Winter laufen dürfen!

„Vielleicht möchten Sie so . . .“ bittet er zaghaft. „Geben Sie mir fünf Rubel und lassen Sie mich gehen. Ich fürchte mich so . . .“

Entschuldigend Sie gnädigt, Herr Delonom, aber ich bin eine Menne. Ich fürchte mich sogar, mit dem toten Kinde in einem Zimmer zu bleiben. Ich blicke nicht dahin, wo es liegt. . . . Was wollen Sie mit meiner Furcht? Helfen Sie einem Menschen, damit er Sie jagt! . . . Nein, geben Sie lieber nichts. Ich würde mich ja später vor Gram aufhängen, daß ich die anderen fünfzehn Rubel verloren habe. . . . Geben Sie mir zehn Rubel und lassen Sie mich gehen. Ich habe ja ein totes Kind und nichts, wovon es begraben. Wozu mich quälen? Geben Sie zehn Rubel und jagen Sie mich zum Teufel! Nehmen Sie den Stock und schlagen Sie mich, damit ich gehe. . . . Ich stirbe ja vor Furcht!“

Er schwieg eine Minute, als ob er sich auf etwas besinne.

„Nein, geben Sie nicht!“ kam es mühsam aus seiner Brust. „Ich werde gehen — laß Michel das Geld hinlegen. Ich werde mich überwinden.“

Er hielt inne, begann wieder zu reden, stockte von neuem und war ädredlich bedauernswert mit seinen stohweisen Gesen. Der Delonom hörte gar nicht zu, sondern flüsterte mir ein paar Worte ins Ohr, und die Sache war in Ordnung. Als ich aus der Totenkammer zurückkam, wo ich den mir erteilten Befehl ausgeführt, gehardete Leibschla sich wie ein Verrückter. Er zitterte am ganzen Körper und murmelte etwas Unzusammenhängendes, als wenn er mit einem unbekanntem Feind stritte.

„Du kannst gehen, Leibschla“, sagte ich, ihn an der Schulter rüttelnd. „Dein Geld wartet dort auf Dich. Es liegt auf dem Fenster gleich rechts, wenn Du hineinkommst.“

Er starrte mich mit einem wilden, durchbohrenden Blick an, als wollte er sein Schicksal in meinen Augen lesen.

„Geh, geh!“ wiederholte ich, das Gesicht abwendend.

Ich führte ihn durch die Hintertür der Apotheke und zeigte ihm den Weg nach dem großen, stockfinsternen Krankenhaushausgarten.

„Michel! Lieber Michel! hörte ich seine zitternde Stimme, und zwei kalte Hände legten sich auf meine Schultern.“

„Geh, geh!“ antwortete ich rauh, indem ich mich von ihm losmachte.

Er feuerte und ging. Eine Minute später waren wir alle im Garten und verfolgten jeden seiner Schritte.

„Eine böse Sache, die wir da angefaßt haben“ . . . murmelte der Inspektor, der plötzlich die Lust an diesem Zeitvertreib verloren hatte. „Der arme Teufel wird verrückt werden. . . . Das ist nicht human.“

„Ach, Unsinn!“ sagte der Delonom. „Sie sind histweilen wirklich langweilig mit Ihren Bemerkungen. Was soll denn dabei nicht human sein?“

Von seltsamen Gefühlen beherrscht, blieben wir stehen. Was tun wir da? Warum quälen wir diesen unglücklichen Menschen?

Aber Leibschla nahm unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, so daß wir uns nicht auf solche Gedanken konzentrieren konnten.

Er stand irgendwo im dunkeln und murmelte hastig:

„Höre, Israel . . .“

„Der Aermste!“ brummte der Inspektor von neuem. „Es ist wirklich nicht human.“

„Seien Sie doch endlich still!“ zischte ihm der Delonom mit heiserer Stimme ins Ohr.

Die Schritte Leibschlas erklangen schon aus einer anderen Richtung und seltsam berührte in der Dunkelheit diese sich entfernende zitternde Stimme.

„Mein Gott!“ erklang plötzlich ein Stöhnen und wieder hörten wir seine hastigen Schritte in der Allee.

In der Mitte des Gartens machte er von neuem Halt. Wir standen nicht weit von ihm hinter einem Fliederstrauch und beobachteten.

Was machte er da? Was ging in seinem Herzen vor? Woran dachte er?

Von einem sanften Winde bewegt, begannen die Bäume leise zu rauschen, als wenn in ihren Wipfeln sonderbare, fremdartige Vögel erwacht wären. Der Kies knirschte traurig unter den Füßen. Die trockenen Blätter fingen an sich im Winde zu drehen und wirbelten durch die Luft.

„Mein Gott! . . . Lieber Gott!“ klang wieder seine Stimme zu uns, und seine Schritte tönten laut durch die Stille der Nacht.

Wir folgten ihm eilig, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren, schwiegen und gaben acht.

Jetzt war der Garten zu Ende. Dahinter lag ein düsterer, unbebauter Platz, der vom Garten durch einen niedrigen, haufälligen Zaun mit einem Pförtchen darin getrennt war; und weiter in der Tiefe die taurige Totenkammer.

Wir konnten kaum zur Seite treten — so schnell kehrte Leibschla um. Es vergingen einige bange Augenblicke. Was macht er? Aber da zeigte er sich schon von neuem am Pförtchen.

Da steht er und zupft ungewiß an seinem Bart. Plötzlich macht er eine Bewegung und tritt auf den freien Platz. Wir stehen schon am Pförtchen und beobachten ihn. Wir leisen, unhörbaren Schritten, sich nach allen Seiten umblickend, bald vor-, bald rückwärtsgehend, nähert er sich schließlich dem verhängnisvollen Orte. Vor der Totenkammer hält er wieder an, und plötzlich hören wir, wie er die Tür mit voller Kraft öffnet. Aber gleich darauf ertönt ein wahnsinniger, nicht menschlicher Schrei. Leibschla prallt von der Tür zurück und bleibt, die Arme ausbreitend, wie angewurzelt stehen. . . . Aus der Totenkammer tritt

ein Mensch. . . . Noch einmal hören wir den schrecklichen Schrei, dann wankt Leibschla, wankt und fällt. . . .

Als wir hinzulamen, war er schon tot.

Nachdem er seine Erzählung beendigt hatte, versank der alte Nischel in Nachdenken.

Im Zimmer, in dem wir saßen, war es still. Einer von uns hustete, und der Baum war gebrochen.

„Wie kam denn der Mensch, den er gesehen hatte, in die Totenkammer?“ fragte einer.

Nischel runzelte die Stirn, zog eine altmodische Schnupftabakdose aus der Tasche, klopfte mit zwei Fingern auf den Dedel und öffnete ihn. Dann nahm er ein Prieschen, zog es tief, tief zuerst in ein Nasenloch, dann ins andere und wiederholte mechanisch:

„Wie er dahin kam? . . . Wie er dahin kam?“

Wir schwiegen. — Der Mörder war unter uns.

## Wie die Bäume in die Dicke wachsen.)

Wenn im Frühling das junge Grün der Bäume unser Auge erfreut und uns den Winter vergessen läßt, dann erkennt auch der Laie, daß vorwiegend die Vegetation und nicht die Tierwelt unserer Landschaft ihr charakteristisches Gepräge gibt und uns den Wechsel der Jahreszeiten so stark empfinden läßt. Das liegt daran, daß wir den Unterschied zwischen den höheren Tieren und Pflanzen in der gemäßigten Zone ganz unmittelbar wahrnehmen, wenn es auch nicht jedem bewußt wird. Wenn ein Tier zur Welt kommt, ist seine äußere Form im wesentlichen für sein Leben gegeben, und wenn das Tier „erwachsen“ ist, ändert es auch seine Größe nicht mehr. Ein gut genährter Mops kann zwar auch nicht unbeträchtlich in die Dide wachsen, aber seine üppigen Fettpolster sind — streng genommen — eine Krankheitserscheinung, die nicht zum normalen Entwicklungsgang des Tieres gehört. Ganz anders bei unseren ausdauernden Gewächsen, unseren Wald- und Obstbäumen. In jedem Jahre ändert sich ihre Gestalt, sie wachsen in die Dide und Länge, und ein Zustand des Ausgewachsenseins tritt niemals ein, solange noch eine Spur von Leben in ihnen ist. In jedem neuen Jahre entwickeln sich neue Knospen, aus denen Blüten- und Laubzweige werden, solange bis ein Sturm, eine Krankheit oder das Alter den Baum dahintrafft.

Während nun die Knospe zum Zweige auswächst, vollzieht sich im Innern des Stammes, ganz unmerklich für unser Auge, der Anjah eines neuen „Jahresringes“. Jedermann ist es wohl bekannt, daß man das Alter eines Baumes aus der Zahl seiner Jahresringe bestimmen kann, denn nur einen einzigen Ring setzt der Baum in einer Wachstumsperiode an. Diese Jahresringe, die die verschiedenen Bestandteile des Holzes enthalten, geben unsern Bau- und Möbelhölzern ihre eigenartige „Maserung“. Jeder Lackierer, der ein billiges Kiefern-möbel „eichenmasert“, ahnt die Struktur des teureren Eichenholzes nach, meistens wohl ohne zu wissen, was diese „Maserung“ bedeutet und wie sie zustande kommt. Je nach der Richtung, in der ein Baumstamm zerschnitten wird, wechselt die Zeichnung; ein Querschnitt sieht anders aus als ein Längsschnitt und der Fachmann kann es einem Brett ganz genau ansehen, in welcher Richtung der Schnitt geführt ist. Das weiß jeder erfahrene Möbelschleifer, aber wodurch die Zeichnung hervorgerufen wird, lernt wohl kaum ein Lehrling auf der Schule, kein Gehilfe auf der Fachschule.

Es ist nicht ganz leicht, ohne Anschauungsmaterial, ohne Mikroskop und ohne Abbildungen sich diese Dinge klar zu machen. Leider kann man auch nicht auf populäre Literatur hinweisen, denn diese beschäftigt sich meistens mit naturwissenschaftlichen Fragen, die in der Regel für „interessanter“ gehalten werden, mit Spekulationen aller Art, theoretischen Erörterungen, biologischen Schilderungen usw., als mit der Darstellung wissenschaftlicher Forschungsergebnisse, die für die praktischen Berufe von Wichtigkeit sind oder sein sollten.

Je mehr das Handwerk im alten Sinne durch den kapitalistischen Wirtschaftsbetrieb zugrunde geht, je geringer infolgedessen die künstlerische Freude an der Fertigstellung eines ganzen Stückes wird, desto dringender wird das Verlangen nach einem Ersatz dieser Freude am Schaffen, wenn die Arbeit nicht zu einer reinen maschinenmäßigen und stumpfsinnigen Sklaverei werden soll. Vielleicht kann uns da auch die Wissenschaft etwas helfen und das Interesse am Material wecken. Der Metallarbeiter sollte etwas von der Metallurgie und Mineralogie, der Metzger von der Meteorologie und Chemie, der Holzarbeiter von Botanik usw. verstehen, aber es wird wohl noch mancher Stein auf den anderen gesetzt werden, noch manche Späne werden von der Hobelbank fallen, bevor die Naturwissenschaften in ihrer Anwendung auf das Handwerk ein Lehrgegenstand der Fach- und Fortbildungsschulen werden. Die Gewerkschaften würden sich daher ein großes Verdienst erwerben, wenn sie in ihren Fachzeitschriften in dieser Richtung aufklärend und belehrend wirken wollten. (Geschicht schon. Die Red.)

\*) Wir haben dies Thema auf Wunsch von zahlreichen Genossen bearbeitet lassen, die im Holzgewerbe tätig sind. Der Nachdruck ist für Partei- und Gewerkschaftsblätter durch uns zu beziehen.

Die Red.

kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung wieder zu unseren Bäumen zurück und versuchen wir, uns die Entstehung des Jahresringes und des Dickenwachstums klar zu machen: Wenn wir eine Knospe am Baum vorsichtig entblättern, so bemerken wir, daß die Blätter immer kleiner und winziger werden, bis wir schließlich zu einem ganz kleinen Höcker vordringen, der bei manchen Pflanzen noch mit bloßem Auge, bei anderen nur mit der Lupe oder dem Mikroskop beobachtet werden kann. Dieser kleine Höcker, an dem die jüngsten Blattanlagen als kleine Vorwölbungen erscheinen, ist der lebenslängliche Jungbrunnen der Pflanze, er wächst ständig weiter, und sein Gewebe befindet sich dauernd im embryonalen Zustande. Durch Eigenwachstum an seiner Spitze schiebt sich dieser Vegetationspunkt — so nennt man den Höcker — immer weiter vorwärts, während er an seiner Basis Blätter und Zweige mit neuen Vegetationspunkten hervorbringt. Durchschneiden wir einen solchen Vegetationspunkt und legen den Schnitt unter das Mikroskop, so sehen wir nichts weiter als ein feinmaschiges Netz regelmäßig gebauer Zellen. Man kann es ihnen nicht ansehen, daß aus ihnen einmal ein dicker Ast mit Jahresringen werden soll: erst wenn wir nach Entfaltung des Zweiges einen Schnitt etwas unterhalb der jüngsten Blätter betrachten, können wir erkennen, daß sich die Gleichförmigkeit des Gewebes verändert hat. Wir bemerken dann einen Kreis von „Gefäßbündeln“, die mit bloßem Auge höchstens als kleine etwas dunklere Punkte zu erkennen sind. Unter dem Mikroskop lassen sich an einem solchen Gefäßbündel zwei Teile unterscheiden, ein äußerer, aus dem die spätere Rinde sich entwickelt, und ein innerer, aus dem das Holz entsteht. Zwischen diesen beiden Teilen des Gefäßbündels liegt eine dünnwandige Zellschicht, das „Kambium“ genannt, das für die weitere Entwicklung von der allergrößten Bedeutung ist, wie wir nachher sehen werden. — Führen wir einen Schnitt durch den Sproß ein wenig tiefer als vorher, so erkennen wir, daß sich die Kambiumschicht auch zwischen den einzelnen Gefäßbündeln fortgesetzt hat, so daß also das Kambium einen vollständigen Ring bildet und den Querschnitt dadurch in zwei Teile, einen inneren und einen äußeren abtrennt. Dieser Zustand wird noch deutlicher, wenn wir einen Schnitt durch einen etwa halbjährigen Zweig anfertigen. Wir sehen dann, daß die Gefäßbündel sich nicht mehr von dem übrigen Gewebe abheben, denn die Kambiumzellen, die zwischen den ursprünglichen Gefäßbündeln liegen, haben inzwischen neue Zellen abgedrückt, und zwar nach innen Holzelemente und nach außen Rindenelemente. Für den inneren Teil des Kambiums liegenden „Holzförner“ sind am charakteristischsten die „Gefäße“, mehr oder weniger lange Röhren, die dazu dienen, das durch die Wurzeln aufgenommene Wasser mit den darin gelösten Salzen zu befördern. Auf dem Querschnitt eines Baumes sind diese Gefäße oft schon mit bloßem Auge als kleine Löcher kenntlich, z. B. beim Eichenholz. Außer diesen Gefäßen finden wir im Holz dünnwandige runde Zellen und langgestreckte Fasern, die der Festigung des Gewebes dienen. Außerhalb des Kambiums liegen die Elemente der Rinde, die Siebröhren oder Siebgefäße, die wie die Holzfasern als mechanische Elemente aufzufassen sind. Außer diesen Bestandteilen finden sich hin und wieder noch anders gebaute Zellen, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen. Es mag hier genügen, darauf hinzuweisen, daß die Maserung des Holzes im wesentlichen davon abhängt, in welchem Verhältnis die einzelnen Elemente zueinander vorhanden sind, wie sie im Raum verteilt sind und wie sie sich in der Größe voneinander unterscheiden. Wie der Baumeister aus den gleichen Ziegeln einen gotischen oder romanischen Bau ausführen kann, so kann auch die Natur mit dem gleichen Material die verschiedensten Baumwerke ausführen. Die anatomische Struktur ist dabei berattig regelmäßig und dauernd die gleiche, daß man in der Lage ist, eine Pflanze auch ohne Blüten lediglich nach ihrem anatomischen Bau zu bestimmen.

Das Kambium liegt zwischen Holz und Rinde während des ganzen Lebens eines Baumes, und aus den Kambialzellen, die sich in ständiger Teilung befinden, bilden sich stets innen Holz, nach außen Rindenelemente, und zwar während der ganzen Wachstumsperiode. Im Winter ruht das Wachstum und damit auch die Neubildung aus dem Kambium und dem Vegetationspunkt. Die Jahresringe entstehen nun dadurch, daß im Frühjahr, nach Einsetzen der neuen Wachstumsperiode, die Gefäße und die übrigen Zellelemente weitmaschiger sind, also einen größeren Durchmesser zeigen als die später gebildeten, die enger gebaut und meistens dünnwandiger sind. Man kann sich davon wieder am besten überzeugen, wenn man sich die Ranten eines Eichenstückes ansieht und auf die Größe der kleinen Löcher, der Gefäße, achtet. Würde das ganze Jahr hindurch oder während der ganzen Wachstumsperiode die Größe der Zellen die gleiche sein, so würde man von einem Jahresring absolut nichts bemerken, und man wäre nicht in der Lage, so ohne große Schwierigkeit das Alter eines Baumes zu bestimmen. Ein Jahresring entsteht also einfach dadurch, daß im Frühjahr plötzlich große Zellen entwickelt werden, die sich unmittelbar an die engermaschigen Gewebe des vorigen Jahres anschließen. Für die Maserung des Holzes sind außer den angeführten Elementen noch die sogenannten „Markstrahlen“ von Bedeutung. Die Gefäßbündel reichen meistens nicht ganz bis zum Zentrum des Stammes, sondern im Innern des Baumes finden wir das Mark, das wie das ursprüngliche „Grundgewebe“ aus gleichmäßigen dünnwandigen Zellen besteht. Von diesem Mark aus ziehen sich bis zur Rinde strahlenförmig schmale Streifen hin, die bei jungen Sproßern die Reste des Grundgewebes darstellen. Das Kambium bildet an

Diesen Stellen keine Gefäße oder sonstige Zellen, wie sie für Holz und Rinde charakteristisch sind, sondern auch weiterhin dünnwandige „Markstrahlzellen“, die für die Oekonomie der Pflanze von hervorragender Bedeutung sind. Das Mark und die Markstrahlen dienen nämlich dem Baum als Speicher für die Reservestoffe, in der Regel Stärke, die im Sommer in den Blättern gebildet wird. Wenn der Baum im Frühjahr die ersten Blätter bilden soll, muß natürlich Baumaterial vorhanden sein; die Markstrahlen haben demnach für den Baum die gleiche Bedeutung wie die Knolle für die Kartoffelpflanze und die Zwiebel für die Zwiebelgewächse.

Für das Verständnis des Dickenwachstums ist also wesentlich, zu wissen, daß die Wachstumszone sich mitten im Baum befindet. Man macht sich den Vorgang vielleicht am besten klar, wenn man sich einen Baumstamm in zwei Zylinder geteilt denkt, einen inneren Hohlzylinder, der bis zum Kambium reicht, und einen äußeren Hohlzylinder vom Kambium bis zur Außenseite. Der innere Zylinder vergrößert seinen Umfang dadurch, daß er außen immer neue Teile ansetzt, der äußere Hohlzylinder dadurch, daß sich der Zuwachs an der Innenseite befindet. Die Folge eines derartigen Wachstums ist zunächst, daß das Kambium immer weiter nach außen, nach der Peripherie hin, vorgeschoben wird, also auch an Umfang zunimmt. Für die Rinde, die durch den äußeren Hohlzylinder dargestellt wird, hat das Wachsen zur Folge, daß die ursprüngliche Oberhaut, die den Zweig nach außen abschließt, geprengt wird. Es muß darum eine neue Schutzhülle gebildet werden, wenn die inneren Gewebe nicht bloßgelegt werden sollen; und zwar muß diese Hülle so beschaffen sein, daß sie dem ständigen Dickenwachstum zu folgen vermag. Ein solcher Schutzmantel nun ist der Kork; seine Zellen sind schmal und lückenlos aneinandergereiht und entstehen aus dem „Korkkambium“, einem Bildungsgewebe, das sich dicht unter der ursprünglichen Oberhaut aus den Zellen des Grundgewebes bildet. Dieses Korkkambium unterscheidet sich von dem Kambium zwischen Holz und Rinde nicht nur dadurch, daß es nur einerlei Zellen bildet, sondern auch noch insofern, als die Neubildungen nur nach einer Seite, der Außenseite, abgeschnürt werden. Manche Bäume behalten ihr Leben lang diesen glatten Korkmantel, andere begnügen sich aber nicht mit ihm und bilden die jedem an Birken, Kiefern und Eichen bekannte „Borke“. Von der Birke lösen sich die ältesten Borke-schichten in großen Stücken ab, während an der Kiefer die Borke schuppenförmig abfällt. Man spricht im ersten Fall von Ringel-, im zweiten von Schuppenborke. Die Borke entsteht nun dadurch, daß sich innerhalb des Korkmantels neue Korkschichten bilden, bei der Ringelborke parallel zum Umkreis, bei der Schuppenborke etwa halbmond- oder uhrglasförmig. Da die Zellwände der Korkzellen durch chemische Veränderungen wasserundurchlässig werden — man könnte sonst keine Flasche mit einem Kork schließen —, so ist es klar, daß das zwischen dem Kork eingeschlossene lebendige Gewebe absterben muß, wie die Korkzellen selbst; denn ohne Wasser kann kein Organismus bestehen. Die Borke unterscheidet sich von dem einfachen Kork dadurch, daß sie außer den Korkzellen noch durch den Kork vorher getötete Rindenelemente enthält.

Hiermit hätten wir die Vorgänge beim Dickenwachstum in ihren wesentlichen Zügen auseinandergesetzt, und es mag zum Schluß nur noch an die Tatsache erinnert werden, daß ein hoher Baum nicht ohne weiteres zugrunde gehen muß, denn die Wasser- und Nahrungszufuhr erfolgt in den jüngeren Holzteilen, dem sogenannten „Splint“. Daß die jüngsten Holzteile nicht im Zentrum des Baumes sitzen, haben wir vorher gesehen, und die vielfach vorherrschende Meinung, die Bäume wachsen von „innen heraus“, ist durch das Vorhandensein lebensfähiger hohler Bäume widerlegt.

Die überwiegende Majorität der Arbeiter-Schachspieler besteht aus Anfängern, die meistens wenig Muße zum Studieren des Schachspiels haben. Die am 4. Mai hier angeregte schachpädagogische Frage des raschen Vorwärtstommens absoluter Anfänger ist also gerade für uns von ganz besonderer Bedeutung. Wir geben deshalb das wesentlichste des Münchener Vortrages vom 10. Mai hier wieder.

Der Vortragende wies zunächst darauf hin, daß er quantitativ höchst bescheiden sein müsse, um im ersten, wichtigsten Vortrage an das Gedächtnis des Auditoriums keine zu großen Forderungen zu stellen. Unter Voraussetzung normaler Aufassungsgabe, unbefangener Aufmerksamkeit und kurzer Übung hält er jedoch das nachstehende Quantum für ausreichend, damit ein Schüler in der anscheinend zahllosen Fülle der Schach-Eventualitäten sich insofern zurechtfindet, als er eine zielbewusste und in allen Positionen deutlich sichtbare Richtschnur zur Klärung der anfänglichen Verwirrung erhält, die ihm nicht nur in jeder Stellung zum verhältnismäßig plausiblen Zuge verhilft, sondern auch die Möglichkeit wesentlich leichter Erwerbung weiterer Feinheiten verschafft. Die wenigen Prinzipien, die hierzu erforderlich sind, dürften keineswegs neu sein. Neu ist nur die Erkenntnis, daß gerade diese Prinzipien die Quintessenz der Schachspiellkunst ausmachen, die, wenn auch nicht erschöpfend, so doch ausreichend sind, um den Ariadnefaden zum Ausgang aus dem Labyrinth für den Anfänger fortwährend sichtbar zu halten. Die Sache wird von manchem Kenner vielleicht als viel zu elementar bezeichnet werden. Aber gerade das Elementare ist oft das schwierigste. Das „Ei des Kolumbus“ ist ganz selbstverständlich, . . . aber erst, nachdem es demonstriert worden ist.

Von der ganzen „Theorie“ wurde als wichtigste Vorlesung nur die demonstriert, wie man mit K. und D. den blanken K. machen kann. Dies genügt, um zu begreifen, daß, insofern man keine kürzere Entscheidung sieht, das Augenmerk hauptsächlich darauf zu richten ist, den gegnerischen K. „blank“ zu machen, d. h. seine sämtlichen Steine möglichst wegzunehmen, um dann, wenn nötig, einen B. zur D. zu führen und gemäß dem demonstrierten Endspiel zu setzen. Hieraus folgt, daß das allerwichtigste (!) Mittel im Schach das Schlagen (!) feindlicher Steine ist. Ueber dieses Prinzip geht nichts: 95 Prozent der Meisterstärke besteht im wesentlichen in der raschen Uebersicht der jeweilig eventuell möglichen Schlagfälle! Bei jedem (!) Zuge hat der Anfänger also vor allen Dingen sich folgende Fragen zu stellen: Kann ich etwas schlagen? Kann der Gegner etwas schlagen? Unter Berücksichtigung des nebenbei erklärten „elementaren Laufwertes der Steine“ soll der Anfänger die für ihn ungünstigsten Schlagmöglichkeiten des Gegners parieren (beden) und die eigenen, wenigstens nicht ungünstigen, tunlichst ausführen. Gleichwertiger Lauf ist keineswegs zu vermeiden. Im Gegenteil, das „Schlagen“ feindlicher Steine ist die Seele des Spiels! Auch durch gleichwertigen Lauf wird das Spiel vorwärts gebracht. — (Vermeidung des Laufes speziell in der Eröffnung, um die Entwicklung des Gegners nicht zu fördern, ist eine Finesse, die der Anfänger besser unterläßt und für spätere Phasen seiner Spielstärke hinauschiebt.)

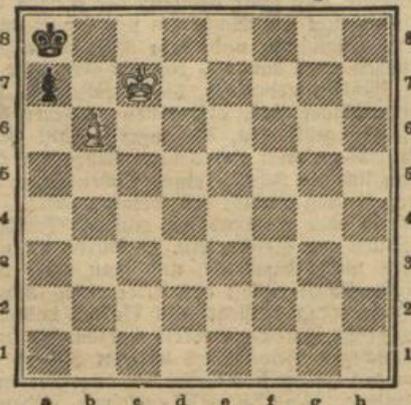
Um das erwähnte wichtigste Prinzip des Schlagens feindlicher Steine ausführen zu können, muß man augenscheinlich über die eigenen, die man bewegungsfrei machen muß, verfügen. Hieraus folgt das Entwicklungsprinzip im Anfang der Partie. Dabei hat man folgende drei Phasen zu unterscheiden. A. Eröffnungsphase. Sie dauert für jede der Parteien so lange, als bis ihre sämtlichen Figuren entwickelt sind. Die Züge dieser Phase haben drei Zwecke zu befolgen: 1. Das Schlagen feindlicher Steine. 2. Entwicklung eigener Figuren, womöglich durch den Doppelschritt beider Zentrumsbauern. 3. Sicherstellung des eigenen Königs, womöglich in nicht gelodeter Rochadestellung. B. Mittelspiel. Es dauert für jede Partei so lange, als noch starke feindliche Figurenkomplexe (hauptsächlich die feindliche Dame) vorhanden sind, die den eigenen K. eventuell mit direkten Matt-Kombinationen bedrohen können. Die Züge des Mittelspiels haben zu bezwecken: 1. Das Nehmen feindlicher Steine. 2. Sicherheit des eigenen Königs (falls in Rochadestellung, das „Luftloch“ nicht vergessen.) C. Das Endspiel. Es dauert bis zum Schluß. Die Züge verfolgen als Zweck: 1. Das Nehmen feindlicher Steine. 2. Führung der Bauern zur Dame (Freibauern!) Um eigene Bauern zur Dame zu führen und feindliche aufzuhalten, ist der König die wichtigste Figur, die im Gegensatz zu den beiden früheren Phasen sofort ins Gefecht zu führen ist.

Die genaue Befolgung und Beherzigung dieser wenigen Regeln reicht für den Anfänger zunächst vollauf aus, um schon annehmbar spielen zu können, um noch kurzer Übung rasche Fortschritte zu erzielen und fernere Anweisungen sich leicht zu eigen zu machen.

## Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

a b c d e f g h



Capriccio von S. Fahrni.

Kann Weiß am Zuge gewinnen?

Lösung: Nein! . . . Weil er nicht am Zuge sein kann, da sonst kein vorhergehender Zug von Schwarz denkbar wäre.